

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 61 (1990)
Heft: 8

Artikel: Vortrag an der 146. Jahresversammlung des VSA Verein für Schweizerisches Heimwesen, 10. Mai 1990, in Weinfelden : das Heim - eine Alternative
Autor: Tuggener, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-810071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Heim – eine Alternative

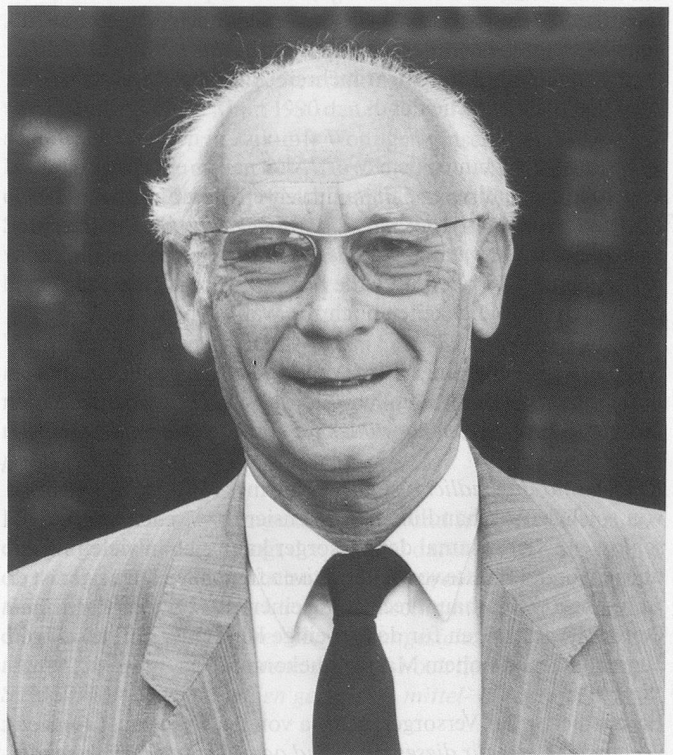
Von Prof. Dr. Heinrich Tuggener

Suchten an der Jahresversammlung in Weinfelden die anwesenden VSA-Mitglieder erst einmal dem Heimatbegriff in der Formulierung «Das Heim – eine Heimat» auf die Spur zu kommen, so stand der Morgen des zweiten Tages ganz unter dem Thema «Das Heim – eine Alternative?». Wie gewohnt schloss die Tagung mit einem ausgezeichneten Referat als Höhepunkt ab. Diesmal stellte Prof. Dr. Heinrich Tuggener Überlegungen zum Thema an.

Prof. Dr. Heinrich Tuggener amtierte von 1972 bis 1989 als Professor für Pädagogik mit besonderer Berücksichtigung der Sozialpädagogik an der Universität Zürich und «geniesst» seit Oktober 1989 den sogenannten Ruhestand. Seit 1945 hat er sich immer wieder mit Heimproblemen beschäftigt. Tuggeners Ehefrau ist eine ehemalige Heimleiterin, die eine Tochter und ihr Ehemann waren Heimerzieher.

Lassen Sie mich mit einer Vorbemerkung beginnen. Das Thema, zu dem ich mich heute zu äussern habe, habe ich nicht selbst erfunden. Ich habe es anlässlich einer Vorbesprechung zum heutigen Anlass, die noch gegen Ende des vergangenen Jahres stattfand, vernommen und habe in ihm einen *provokativen Unterton* gespürt, der mich zur *Auseinandersetzung* reizte. Ich habe es also adoptiert, allerdings ohne all jene sorgfältigen Abklärungen, die man heute normalerweise bei einer Kindesadoption zu machen pflegt. Auf Ende Februar hatte ich dann Thesen zu liefern. Ich muss gestehen, dass mir dabei eine erste Ahnung dämmerte, was für ein Kind ich da adoptiert hatte. Ausserdem lag der heutige Tag noch in weiter Ferne, und ich stellte plötzlich fest, dass ich mich mit solchen Thesen ja bereits festlegen würde. Genau genommen hätte ich Ende Februar meinen Text schon fix und fertig haben sollen, um ihn dann nur noch in Thesen zusammenzufassen. Ich gestehe, dass dies keineswegs der Fall war, und das hat mit etwas Bauchweh bereitet; denn auch ein Vortragsthema, und insbesondere ein fast als Hausaufgabe übernommenes, ist hinsichtlich seiner inhaltlichen Auslegung Entwicklungen unterworfen. Mittlerweile bin ich etwas mehr als zwei Monate älter geworden, und ich hoffe immer noch, dass sich dies auch auf die Auseinandersetzung mit unserem gemeinsamen Thema ausgewirkt hat.

Ich möchte eine zweite Schwierigkeit nicht verschweigen. Sie ist gleichzeitig sachlicher wie auch didaktischer Natur. Das Thema hält lapidar fest: *Das Heim – eine Alternative*. Nur schon ein Blick in das Tagungsprogramm zeigt, dass zum Beispiel in den Arbeitsgruppen von drei Heimtypen die Rede war, von den Kinder- und Jugendheimen, von den Behindertenheimen und von den Alters- und Pflegeheimen. Die Frage lautet demnach: *Was rechtfertigt denn die Rede von dem Heim?* Oder anders formuliert: *Was ist denn dieses «Das» inhaltlich, welches soviel Verbindendes, ja sogar unabdingbar Gemeinsames enthält, dass die Formulierung «das Heim» schlechthin zwingend ist?* Oder wäre allenfalls die Vermutung erlaubt, «das Heim» existiere in Wirklichkeit gar nicht, ein Tatbestand, der aber gerade mit dieser Formel prächtig überspielt werden könnte, weil jeder sich dann eine beliebige Privatvorstellung davon machen kann. Es gibt ja viele vergleichbare Allgemeinbegriffe, die gerade wegen ihrer Unbestimmtheit so praktisch sind. Man sagt dann meistens nichts falsches, wenn man sie gebraucht, ohne sich zum vornherein festlegen zu müssen. Ich erinnere an Beispiele aus meiner eigenen Branche, der Pädagogik: Da gibt es ähnliche Allerweltsbegriffe wie etwa «das Kind», «der Schüler», oder in der Sozialarbeit «der Klient», oder in Gewerbe und Handel «der Kunde» usw. Wenn man aber vor Vertretern verschiedenster Heimtypen über «das Heim» zu sprechen hat, so bedingt das soeben skizzierte



Prof. Dr. Heinrich Tuggener: «Das Thema reizte zur Auseinandersetzung.»

(Foto B. Bühner)

sachlich-inhaltliche Problem auch ein didaktisches. Da lautet die Frage nun so: Wie stelle ich es an, so über «das Heim» zu reden, dass jeder hier anwesende Heimvertreter den Eindruck erhält, dass damit ja nur sein Heimtypus oder allenfalls nur gerade sein Heim gemeint sein könnte. Das Problem, so formuliert, ist etwa gleich unlösbar wie die Quadratur des Zirkels.

Weil dem so ist, habe ich mich entschlossen, mein heutiges Thema in der Form verschiedener Überlegungsgruppen zu *umkreisen*. Diese Gedankengruppen stehen untereinander in mehr oder weniger engem Zusammenhang und sollten auch den Bezug zu den bereits bekannten Thesen erkennen lassen, gehen aber auch über diese hinaus, weil ich, wie bereits angemerkt, mittlerweile schon wieder etwas älter geworden bin. In diesem Sinne ist die Verknüpfung zwischen den Gedankenpaketen eher locker und nicht vom Ehrgeiz diktiert, einer vielleicht nur erzwungenen logischen Systematik entsprechen zu müssen.

I.

In einem ersten Gedankengang nehme ich ein Wort des Tagungsthemas unter die Lupe. Ich stelle einige **Überlegungen zum Ausdruck «Alternative»** an.

Ich hatte einen Lehrer, der pflegte jeweils zu sagen, Fremdwörter seien eine Glückssache. Natürlich sagte er das immer dann, wenn einer in der Verwendung eines solchen kein Glück hatte, also gründlich danebengriff.

Es gibt eine harte und eine geschmeidigere Erklärung für Alternative. Als *harte Variante* bezeichne ich jene Auffassung, welche die *Alternative als freie, wenn auch unausweichliche Entscheidung zwischen nur zwei Möglichkeiten versteht*. Das Entweder – Oder charakterisiert demnach die harte Variante. Die *flexiblere Möglichkeit* wäre das *Wählen nicht nur zwischen zwei, sondern mehreren Möglichkeiten*. Es gibt nicht nur eine Alternative, es gibt mehrere, und je grösser die Zahl, um so schwieriger in der Regel die Auswahl.

Es entspricht deshalb sowohl der harten als auch der geschmeidigeren Variante, wenn das *Heim als eine Alternative* bezeichnet wird. Ob nur eine oder sogar mehrere Alternativen bestehen, ist zunächst nicht entscheidend.

Allerdings steht hinter dem Wort Alternative ein *Fragezeichen*. Was soll es signalisieren? Etwa den Zweifel daran, *ob das Heim überhaupt noch als Alternative in Frage komme?* Unausgesprochen bleibt auch, was denn, im Falle der harten Version, die andere Möglichkeit ist oder, im Falle der flexibleren Auslegung, welche weiteren Möglichkeiten noch zur Wahl stehen.

Nun liesse sich allerdings noch etwas anderes in das Fragezeichen hinein interpretieren, nämlich die *Frage nach demjenigen, der zwischen Alternativen zu wählen und zu entscheiden hat*.

Kinder und Jugendliche sind hier meines Wissens weitgehend von solchen Wahlhandlungen dispensiert bzw. eindeutig ausgeschlossen. Nicht einmal der Versorger kann sich in vielen Fällen über ein breite Palette von Alternativen freuen, viel häufiger ist er froh, wenn er überhaupt rechtzeitig einen Platz findet, der seinen Optimalerwartungen für das jeweilige Kind oder den jeweiligen Jugendlichen in hohem Masse nahekommt.

Er, das heisst der Versorger, geht ja von der Frage aus: *Gesucht geeigneter Platz für dieses eine Kind oder diesen einen Jugendlichen?* Heime, welche in den letzten Jahrzehnten fast alle ihre eigene Aufnahmepolitik ausgebildet haben, fragen offen oder unausgesprochen in umgekehrter Weise: *Gesucht geeignetes Kind oder geeigneten Jugendlichen für einen bestimmten freien Platz in einer bestimmten Wohngruppe?*

Aber auch *alte Menschen* haben in manchen Fällen kaum oder nur sehr eingeschränkte Wahlmöglichkeiten. Entscheiden sie sich für das Altersheim, dann diktieren *individuelle und regionale Gegebenheiten* oft die Breite des Entscheidungsspielraumes. Als mein Vater vor 28 Jahren unerwartet starb, empfahl ich meiner Mutter, sich in mindestens drei Altersheimen anzumelden, um sich wenigstens frühzeitig in die Reihe der Wartenden zu stellen mit der Chance, vielleicht noch mehrere Male zugunsten anderer verzichten zu können. Zugleich bat ich sie, sich in mehr als drei Einrichtungen durch eigenen Augenschein zu überzeugen, ob sie sich vorstellen könnte, in ihnen zu leben. Ich betrachte es als grossen Glücksfall, dass meine Mutter diese meine Ansicht ebenfalls hatte und dann auch entsprechend handelte. Sie war damals 67 Jahre alt, aber erst wenige Monate vor ihrem 82. Geburtstag entschied sie relativ kurzfristig, es sei nun der Zeitpunkt des Über-

trittes ins Altersheim gekommen, und innert eines Vierteljahres konnte sie in das Heim ihrer ersten Wahl einziehen, wo sie demnächst ihren 95. Geburtstag begehen wird. Ich sprach von einem Glücksfall. Was hätten meine Frau und ich tun sollen, wenn meine Mutter kategorisch erklärt hätte, ein Altersheim komme für sie überhaupt nicht in Frage, lieber wolle sie sich lebendig begraben lassen. Wenn ich das so plastisch und für Altersheimleiter geradezu brutal sage, so zitiere ich nur, was ich gelegentlich von andern betagten Leuten höre. Die relativ vielen Alternativen, zwischen denen meine Mutter auswählen konnte, waren natürlich Ausdruck der vorteilhaften regionalen Situierung. Meine Mutter hat 92 ihrer 95 Lebensjahre in der Stadt Zürich verbracht, daher die Wahl zwischen Alternativen. Die Ausgangslage wäre anders gewesen, wenn sie zum Beispiel ihren Wohnort im Oberemmental gehabt hätte. Der gut betuchte Stadtzürcher kann sogar zwischen dem Privataltersheim oder einem öffentlichen entscheiden. Bei der Alternative Privataltersheim kann er je nach seinen finanziellen Möglichkeiten die in verlockenden Inseraten angebotenen sogenannten «Seniorenresidenzen» zwischen Zumikon, dem Tessin oder den Gestaden des Genfersees in Erwägung ziehen. Oder, wenn er seiner Stadt treu bleiben möchte, kann er sich gleichzeitig in verschiedenen Orten, über deren Gleichwertigkeit er individuell zu gewichten hat, anmelden, und je nach allgemeinen, Befinden kann er sogar mehrmals vor der Chance stehen, Ja oder Nein sagen zu können. Stellen Sie sich jedoch einen Landbewohner des unteren Mittelstandes vor, dem bleibt in der Regel nur das kommunale oder regionale Altersheim, weil es für ihn keine weitere Wahl, also auch keine Alternative gibt. Alternativ ist höchstens die Frage des Zeitpunktes, wann von der Chance der Nutzung eines freien Platzes Gebrauch gemacht werden soll. Er kann auf Sicherheit setzen, weil er sich sagt, lieber etwas zu früh als überhaupt nicht mehr, oder er lässt es darauf ankommen, dass dann, wenn er das Gefühl hat, jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, auch wirklich innert nützlicher Frist für ihn ein Platz in der Einrichtung seiner Wahl zur Verfügung steht. Denke ich jedoch an das Pflegeheim, so ist es doch oft so, dass entweder keine Alternative zur Verfügung steht oder dass andere über mich entscheiden, weil ich dazu nicht mehr in der Lage bin.

Im Verlaufe der letzten 25 Jahre hat der Ausdruck Alternative allerdings eine ideenpolitische Artikulation erfahren,

die ihm früher nicht zugeschrieben wurde. Lebensreformerisch-sozialkritische Gruppierungen wie auch Einzelgänger haben sich alternativen Daseinsformen zugewandt. *Ein Alternativer zu sein, war und ist in manchen Fällen fast identisch mit dem andern modisch gewordenen Ausdruck des Aussteigers aus einem gesellschaftlichen Betrieb, den man nicht mehr mitzutragen und vor allem nicht mehr mitzuverantworten vermochte und vermag*. Eines Tages tauchte auch die Bezeichnung «Alternativkultur» auf. Die ökologische Bewegung hat wesentlich zur ideenpolitischen Akzentuierung des Ausdrucks Alternative beigetragen. Ich erinnere an Formulierungen wie etwa Alternativenenergien, alternative Fortbewegung, gemeint ist etwa Fahrrad statt Auto, usw. In Zürich gibt es auch ein «alternatives Lokal-Radio». Auch die Bezeichnung «Alternativbeiz» wird heute kaum mehr missverstanden. Wenn ich von ideenpolitischer Artikulation des Ausdrucks Alternativ rede, so meine ich damit auch den oft *unterschwellig zu spürenden Anspruch, dass das Alternative nicht bloss die andere Möglichkeit, sondern darüber hinaus auch die bessere wenn nicht sogar die (inskünftig) einzig wahre und richtige sei*. In diesem Rahmen alternativer sozialer Bewegung ist auch das Programmwort von den «Alternativen zum Heim» hineinzustellen.

Ich meine, es seien zwei Phasen deutlich unterscheidbar. Die erste wurde durch die vehemente *Heimkritik zu Beginn der 1970er Jahre* ausgelöst. Ich erinnere an die zeitweilig recht turbulente Ta-

gung «Erziehungsanstalten unter Beschuss» im Jahre 1970, welche im Gottlieb-Duttweiler-Institut in Rüschlikon stattfand, dessen damaliger Leiter mittlerweile selbst zu einem ebenso kritisch-aggressiven wie publizistisch erfolgreichen Alternativen geworden ist. Symptomatisch für diese Bewegung war der programmatische Titel eines in der BRD erschienenen Buches «Holt die Kinder aus den Heimen. Alternativen zur Heimunterbringung.» (Gerber 1974). Zumindest in der Schweiz sind zu dieser unter dem Kennwort «Heimkampagne» bereits historisch festgeschriebenen Bewegung zwei Präzisierungen anzubringen. Sie richtete sich hauptsächlich gegen die Jugendheime. Sodann überschritt sie die Sprachgrenze nach Westen nicht; die welsche Schweiz kennt die Heimkampagne nur aus der Literatur (Baumgarten 1978: 50-60). Von den mannigfaltigen und zum Teil mit charismatischem Anspruch an die Hand genommenen Alternativen zum Kinder- und Jugendheim haben verschiedene Formen der *professionellen Pflegefamilie*, die unter verschiedenen Bezeichnungen firmieren, sich bis heute gehalten. Die Entwicklung dieser Formen von ausserfamiliärer Erziehung mündet in den 90er Jahren in ein interessantes und für ihr Weiterbestehen möglicherweise entscheidendes Stadium ein. Zu fragen ist nämlich danach, ob sich die *Generation der Vorreiter dieser alternativen Formen spontan erneuern wird, da ja, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keine institutionalisierte Nachwuchsrekrutierung vorhanden ist*. Es wäre auch unvorsichtig, anzunehmen, dass dieser Typus des sozialpädagogischen Kleinunternehmers sich sozusagen über Dynastienbildung erhalten würde, ein Phänomen, das allerdings in der bisherigen Geschichte schweizerischer Heimerziehung nicht gänzlich unbekannt ist.

Ein zweite Phase ist im Laufe der 1980er Jahre aktuell geworden. Sie unterscheidet sich von der ersten deutlich. Einmal ist ihr Tonfall zwar ebenfalls kritisch, aber weit entfernt von der Aggressivität der Heimkampagne. Sodann richtet sie sich nicht gegen traditionelle Formen der stationären Jugendhilfe. *Ihre Stossrichtung ist alterspolitischer Natur*. Schliesslich kommen die Impulse dazu weniger aus der BRD, sondern vor allem aus Dänemark, dessen ganze Alterspolitik zum Alternativum schlechthin zu werden scheint. Ich belege dies mit zwei Fakten aus den vergangenen zwei Wochen: Das vom «Tages-Anzeiger» und der «Berner-Zeitung» gemeinsam herausgegebene wöchentliche «Magazin» brachte in seiner Nr. 16 vom 21. April 1990 einen Bericht um Thema «Alter ohne Altersheim». Es wird in diesem Bericht ein schweizerischer Einzelfall bisher geglückten Alters ausserhalb des Altersheims geschildert und als exemplarisches Beispiel hingestellt, ohne näher zu fragen, aufgrund welcher Kriterien dieser eine Fall wirklich zum Modellfall für mehrere hunderttausend andere genommen werden dürfe. Am Schluss des Berichts wird auf den Modellfall Dänemark verwiesen, verbunden mit der Bekanntmachung eines in Dänemark zur Durchführung gelangenden Orientierungsseminars. Am Mittwoch, dem 2. Mai, war die Sendung «Treffpunkt» des Fernsehens DRS zu vorgerückter Nachtstunde ebenfalls dem Modellfall Dänemark gewidmet, man versäumte aber nicht, vielleicht um dem Gebot der Ausgewogenheit Rechnung zu tragen, auch auf in die gleiche Richtung weisende Ansätze in der Schweiz aufmerksam zu machen. Eine Sequenz dieser Sendung brachte ein Gespräch mit einem dänischen Fachmann in Altershilfe. Im Laufe des Gesprächs erkundigte sich die schweizerische Fernsehredaktorin auch nach der dänischen Lösung des *Personalproblems*. Dies bestehe bei ihnen eigentlich nicht, antwortete der dänische Gesprächspartner, denn man dürfe nicht vergessen, dass dieses Land gegenwärtig 800 000 Arbeitslose zähle, darunter befände sich ein relativ hoher Anteil von ehemals in irgendwelchen Sozialdiensten tätigen Frauen, auf die nun zurückgegriffen werden könne. Man wagt bei dieser Aussage kaum, an die Arbeitslosenrate der Schweiz zu denken, und noch weniger getraut man sich, ihre Erhöhung zugunsten breiterer Personalrekrutierungsmöglichkeiten herbeizuwünschen. Einen

Tag danach wurde von der gleichen Sendeanstalt ein Film des japanischen Fernsehens über «Seniorenchicksale in Japan» ausgestrahlt (TVplus 1990: 22, 24). Nebenbei sei angemerkt, dass sich in Japan die durchschnittliche Lebenserwartung der Bevölkerung in etwa einem Drittel der Zeit verdoppelte als dies in Mitteleuropa der Fall war; die statistische Lebenserwartung der Japaner ist gegenwärtig die höchste der Welt (Imhof 1988: 53).

Schliesslich habe ich auch den Eindruck, der heute schon manchen sehr geläufige Ausdruck «Spitex» enthalte ebenfalls einiges *Reizpotential* zumindest für den engagierten Vertreter des Altersheimes.

In dieser neuen Bewegung lautet die Devise zwar (noch) nicht in Abwandlung des vorher erwähnten Buchtitels «Holt die Alten aus den Heimen!». Die Grundtendenz ist dennoch unverkennbar. Der Aufenthalt im Altersheim soll wenn immer möglich vermieden und der Eintritt ins Pflegeheim so weit wie möglich hinausgeschoben werden. Als Kompensation wird ein *System ambulanter und in ihrem Dienstleistungsangebot polyvalenter kommunaler und/oder quartierbezogener Zentren ergänzt durch die Aktivierung der sozialen Netze postuliert*. Ich zitiere dazu zwei weitere Belege aus unserer Tagespresse. In einer mehrere Teile umfassenden Reportage zum Generationenkonflikt brachte die Berner Zeitung vom 29. März 1990 den in Frageform gehaltenen Abschnitt «Werden in Zukunft Wohngemeinschaften die Altersheime ablösen?», und in der Ausgabe vom 2. Mai 1990 der gleichen Zeitung findet sich, ebenfalls als Überschrift formuliert, der Satz «Älter werden in einem sozialen Netz» (BZ 1990). Berichtet wird dann allerdings zunächst von Absichten und noch nicht von bereits länger laufenden Projekten.

Wenn es nun aber in fragender Form heisst «Das Heim – eine Alternative?», dann drängen sich zwei Deutungen auf. Die eine möchte ich als *die Deutung der Zweifler und Irritierten* charakterisieren und die andere als *die Deutung der selbstbewussten Zupacker*.

Der Schlüssel zur Deutung der Zweifler und Irritierten ist erneut das Fragezeichen. Es bringt den Zweifel darüber zum Ausdruck, ob das Heim überhaupt noch auf den *Rang einer echten Alternative Anspruch erheben könne*. Da schimmert die *Besorgnis* durch, *die Tage des Heimes könnten angesichts sich breit entfaltender Alternativen, die wenn möglich noch den wohlwollenden Sukkurs der Massenmedien geniessen, mittel- bis langfristig gezählt sein*.

In der Deutung der Zupacker müsste genau genommen das Fragezeichen weggelassen werden oder man könnte es durch ein *Ausrufezeichen ersetzen*. Dann wäre der Spiess buchstäblich umgekehrt. *Das Heim wird dann zur Alternative der Alternativen zum Heim*. Das tönt nun genau so kompliziert wie wenn ich vom Negativen des Negativen sprechen würde. Aber das Negative des Negativen kann ja nur etwas Positives sein. Wer so deutet, bekundet Bereitschaft, sich an postulierten oder bereits vorhandenen Alternativen messen zu lassen oder ist die Zukunft vorwegnehmend bereits jetzt schon überzeugt, dass eine *neue grosse Zeit der Heime* noch einmal kommen werde. In diesem Denken kommt entweder die Denkfigur des Pendels zum Ausdruck etwa nach dem Motto zuviel Alternatives in der einen Richtung löst den Pendelschlag in die Gegenrichtung irgendwann einmal zwingend aus und es kommt jetzt nur darauf an, die Zeit des Gegenwindes ungebeugt zu überstehen; oder es könnte der Glaube an die ewige Wiederkehr des gleichen das treibende Motiv sein.

Was mich betrifft, so finde ich das Alternative im Prinzip nützlich. Zugleich betone ich, dass diese Aussage ein Resultat rationaler Überlegung ist. Indem ich dies hervorhebe, verbinde ich damit

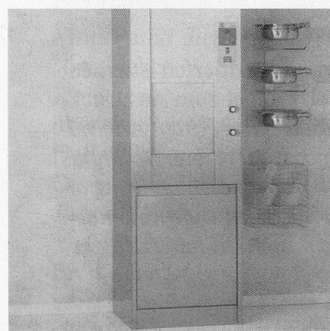
SIC Beckenspülautomaten: für jeden Bedarf das richtige Modell



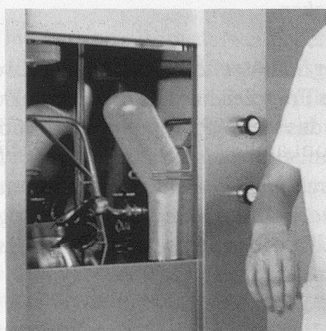
Modell SM20 mit automatischer Schiebetüre



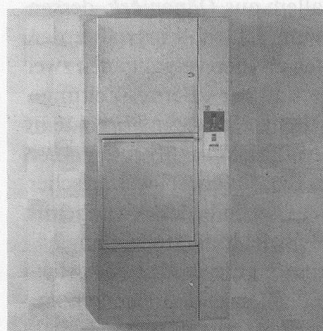
Modell SM15 mit manueller Klapptüre



Standmodell SM20



SM20 Ellbogenstart



Wandmodell SM15



SM15 Klappdeckel

**30 Jahre
Entwicklung
aus
Erfahrung**



Spitaleinrichtungen
Equipement hospitalier
Hospital equipment

SIC AG
CH-4020 Basel, Postfach
Wartenbergstrasse 15
Telefon 061-311 97 84
Telefax 061 311 97 42

Als Ergänzung zu der bewährten SIC SM20 Modellreihe mit automatischer Schiebetüre wurden die SIC SM15 Beckenspülautomaten mit manuell zu bedienendem Klappdeckel neu entwickelt. Alle wichtigen Komponenten wurden vom SIC SM20 übernommen. Damit ist die gleich hohe Qualität und Zuverlässigkeit gewährleistet. Ob wandhängend, freistehend oder untertisch montiert: jetzt gibt es den passenden SIC Beckenspülautomaten.

aber auch das Geständnis, dass mit *Alternatives* oft genug *gefühlsmässig zuwider ist, weil es den bewährten Gang der Dinge stört, weil es mich beunruhigt und mich zu emotionaler Defensive verleitet, wo Beurteilung der Lage sine ira et studio zweckmässiger wäre und in ihrem Befund vielleicht zu kreativer Auseinandersetzung und konstruktiver Entwicklung in bisher nicht beachteten Bahnen führen könnte.*

Ich möchte mit diesem Positionsbezug meine Paraphrasen zum Stichwort Alternative vorderhand auf sich beruhen lassen und mich einem andern Wort aus dem Tagungsthema zuwenden, nämlich dem Ausdruck «Heim».

II.

Ich beginne mit einem Geständnis und mache es auf die Gefahr hin, gründlich missverstanden zu werden. Aber selbst das Missverständnis könnte mich allenfalls noch in meiner Auffassung bestätigen. In den letzten Jahren drängt sich mir in immer kürzer werdenden zeitlichen Abständen immer wieder die Frage auf, *ob denn die Bezeichnung «Heim» überhaupt eine glückliche sei, ob sie nicht viel, ja vielleicht allzuviel verheisse und demzufolge auch Erwartungen wecke, die eigentlich eher im Ausnahmefall und kaum im Regelfall vollauf befriedigt werden könnten.* Aber immer, wenn ich von diesem Zweifel befallen werde, habe ich Mühe, eine moderne alternative Bezeichnung vorschlagen zu können. Diese Schwierigkeit hängt sicher auch mit der Tatsache zusammen, dass ich einen starken Widerstand verspüre, zum alten Wort Anstalt zurückzukehren, obschon dieser nicht gerade mit positiven Gefühlen besetzte und historisch gewordene Ausdruck gewissen Eigenheiten aller Heime vielleicht besser gerecht wird, als eben der Ausdruck «Heim».

Soweit mein Eingeständnis, aber was kann man damit hier und jetzt anfangen?

Der Wandel der Bezeichnungen im Heimwesen

beschäftigt mich immer wieder, und über manches bin ich noch nicht ins klare gekommen. Soviel ist hingegen sicher, dass Ende des 19. Jahrhunderts vom damals ein europäisches Ansehen geniessenden, aber heute vollkommen vergessenen St. Galler Jugendfürsorgepionier Jakob Kuhn-Kelly vorgeschlagen wurde, es seien alle stationären Einrichtungen für Kinder und Jugendliche inskünftig als «Erziehungsanstalten» zu bezeichnen. Mit diesem für jene Zeit echt alternativen und gleichzeitig generalisierenden Ausdruck sollte die damals herrschende Vielfalt der Bezeichnungen wie zum Beispiel Armenenerziehungsanstalt, Rettungsanstalt, Besserungsanstalt, Zwangserziehungsanstalt, Korrekationsanstalt usw. aufgegeben werden und durch die einheitliche und nach damaligem Geschmack nicht diskriminierende Formel Erziehungsanstalt ersetzt werden (Kuhn-Kelly 1898: 33–36). Dieser Vorschlag brachte offenbar einige Gemüter in Wallung. Selbst der Schweizerische Armenereziehungsverein, das heisst der heutige VSA, befasste sich an zwei Jahresversammlungen damit (Wehrli 1914: 124–125). Wann die Phase des Austausches der Bezeichnung «Anstalt» zugunsten des Ausdrucks «Heim» einsetzte und über welche Zeit sie sich erstreckte, darüber verfüge ich noch über keine schlüssigen Hinweise. Zu vermuten ist allerdings, dass die in Albisbrunn bei Hausen a.A. im Jahre 1924 unter der Leitung von Heinrich Hanselmann eröffnete Einrichtung, die sich «Landerziehungsheim» nannte, ein erster und wohl einsamer Vorreiter des terminologischen Wandels gewesen ist. Andererseits wurde meine Frau 1946 von der damaligen Sozialen Frauenschule Zürich als Anstaltsgehilfin und noch nicht als Heimerzieherin diplomiert. Und die bereits erwähnte Rüschlikoner Tagung von

1970 benutzte wohl demonstrativ noch den Ausdruck «Erziehungsanstalten und nicht Erziehungsheime unter Beschuss». Dies lässt zumindest die weitere Vermutung zu, dass «Heim» als Namensalternative zu «Anstalt» sich in eher gemächlichem Rhythmus durchzusetzen vermochte.

Dem steht nun allerdings eine andere Feststellung entgegen. Soweit ich mich selbst zurück zu erinnern vermag, musste ich bei der Bezeichnung der Einrichtungen für alte Menschen nie umlernen. Die Bezeichnung «Altersheim» hat sich mir schon in den 1930er Jahren fest eingepägt. Erst später habe ich in meiner Heimatstadt Zürich die Anschriften «Pfrundhaus» und «Bürgerasyl» entdeckt. Nochmals später begegnete mir bei Fahrten über Land die Anschrift «Bürgerheim», dies meistens an etwas ausserhalb von Ortskernen gelegenen, den regionsüblichen Bauernhausstil oft leicht monumentalisierenden Bauten in Verbindung mit ausgedehnten landwirtschaftlichen Anlagen. Und noch später, als im Hinblick auf die bevorstehende eheliche Verbindung mit einer Emmentalerin das Bernbiet für mich aktueller denn je wurde, begegnete mir noch das Wort «Verpflegungsanstalt», wobei ich nicht um die Anmerkung herum komme, dass der Ausdruck «Verpflegung» bei mir bis dahin nur mit militärischem Vokabular assoziiert war. Nun bekam er auf einmal eine zusätzliche sozialpolitische Einfärbung. Es bedurfte dann allerdings nochmals etlicher Jahre bis zur Entdeckung, dass solche Bezeichnungen Leitfossile für ganze Epochen in unserer eigenen Sozialgeschichte des Altwerdens und des Altseins darstellen. Zu dieser Einsicht verhalf mir nicht zuletzt auch Pestalozzi, der in gewissen Schriften sein Zeitalter davon zu überzeugen versuchte, dass der von ihm als unumkehrbar beurteilte Übergang zur Industrialisierung zwei Altersgruppen besonders gefährde, nämlich die Kinder und die Alten, insbesondere dann, wenn sie nicht mit materiellen Gütern versehen, wenn sie also arm sind (Pestalozzi 1807). Dabei sind, verglichen mit heute, zwei Tatbestände zu beachten. Kindheit im heutigen Sinne gab es zu Pestalozzis Zeiten nur für wenige privilegierte Heranwachsende und zudem war sie kürzer, und bei einer durchschnittlichen Lebenserwartung von zirka 35 Jahren galt man auch bedeutend früher als alt. Es wird überliefert, dass der grosse Philosoph Immanuel Kant anlässlich seines 50. Geburtstages 1774 als «ehrwürdiger Greis» angedredet wurde. Man kann sich die seit zweihundert Jahren eingetretene Veränderung ja wohl am besten vergegenwärtigen, wenn ich alle anwesenden 50 und mehr Jahre alten Teilnehmer einlade, sich als ehrwürdige Greisinnen und Greise zu fühlen!

Nun aber zurück zu *Pestalozzi*! Es gibt bei Pestalozzi eine Stelle, die zwar auf die Heimerziehung gemünzt ist, er spricht vom «... öffentlichen Erziehungshaus...» (Pestalozzi 1807: 103), ich meine jedoch, diese Stelle sei für jede Art von Heim gültig, also auch für das Behindertenheim und das Altersheim. An dieser Stelle liegt mir viel, weil sie das zum Ausdruck bringt, was eben «das» Heim von privaten Daseinsformen unterscheidet. Ich möchte diese Stelle im Originaltext zitieren:

«Jedes öffentliche Erziehungshaus ist ein Werk der Kunst. Die Erzielung der sittlichen Bedürfnisse desselben geht durchaus nicht von den zärtlichen Fäden des mütterlichen Instinkts aus. Ebenso geht die bürgerliche Bildung eines solchen Hauses nicht von der Vaternut und der Berufskraft des seine Haushaltung mit Gott in Ehren durchbringenden Mannes (aus); sie geht nicht von der Wahrheit der Noth, sie geht nicht von den einfachen Naturgefühlen der sich durch die Umstände täglich neu entfalteten häuslichen Tugenden der Liebe, des Danks, des Vertrauens aus. Sie ist nicht durch sich selbst, durch die Natur des Hauses und durch das Wesen seiner formellen Zusammenstellung das, wie sie im Privathaus durch die Natur des ehelichen väterlichen und mütterlichen Verhältnisses, folglich durch das Wesen der formellen Zusammenstellung seiner Theile an sich selbst schon da ist. Ich möchte

Man könnte meinen, dass den BVG-Versicherten eines Kollektivs die individuelle Lösung versagt bleibt.



Nicht so bei der
SHP Pensionskasse.
Sie ermöglicht jedem
Mitarbeiter einen in-
dividuellen Vorsorgeplan. Und zwar ohne grossen administrativen
Aufwand. Weil wir finden, dass Leben und Sicherheit eine sehr
persönliche Angelegenheit sind. Deshalb garantieren wir auch
Freizügigkeit bei Stellenwechsel. Und zwingen niemanden, bei
Beschäftigungsunterbruch jeden Monat die Prämien zu bezahlen.
Sie sehen, es lohnt sich, einmal über Ihre jetzige Altersversicherung
nachzudenken und unseren Peter Stürm anzurufen. Er gibt Ihnen
gerne nähere Auskünfte. Zum Beispiel über die zusätzliche
Gewinnausschüttung – die SHP ist nämlich auch eine Genossen-
schaft.

☐ Darüber möchte ich Genaueres wissen. Bitte, senden

Sie mir kostenlos und unverbindlich Ihre Broschüre.

☐ Ich möchte einen Termin mit Peter Stürm vereinbaren.

Rufen Sie mich an unter Telefon: _____

Name/Vorname: _____

Firma: _____

Strasse/Nr.: _____

PLZ/Ort: _____

Bitte senden an: SHP Pensionskasse für Spital-, Heim- und Pflegepersonal,
Glabachstrasse 117, 8044 Zürich, Telefon 01/252 53 00

SH 5



Leben, wie es Ihnen passt.

Aber sicher.

sagen: sie ist nicht durch die Natur, sie ist nur durch die Kunst dieser Zusammenstellung da. Sie kann in derselben nur durch die Wahrheit, durch die Realität dieser Kunst einer hohen Weisheit und Tugend erzielt werden.»

«Die Kunst muss in dieser Lage ihr ersetzen, was die Natur ihr versagt.»

(Pestalozzi 1807: 103–104)

Ich meine nun, dass hier klar gemacht wird, was «das Heim» von einem Privathaus, wie es bei Pestalozzi heisst, unterscheidet. Dieser prinzipielle und nicht bloss graduelle Unterschied wird durch die viermalige Verwendung des Wortes «Kunst» unterstrichen. Allerdings darf der Ausdruck «Kunst» nicht missverstanden werden. Damit ist weder etabliertes bourgeoises noch alternatives künstlerisches Schaffen gemeint. *Kunst ist hier das Hauptwort für künstlich*, und diese Künstlichkeit ist zu verstehen als *Veranstaltung oder eben als «Anstalt»*. Eine «Anstalt» also, die nicht nur als Gebäude einmal nach einem Plan gebaut wurde, sondern die auch als soziale Konstruktion nicht natürlich gewachsen, sondern als *soziale Architektur* eben, wie Pestalozzi sagt, eine «formelle Zusammenstellung» ist. In zeitgenössischer Sprechweise steht das Wort «Kunst» für Pestalozzi dort, wo wir heute von einer Organisation sprechen würden. *Was «das Heim» ausmacht, das ist die Organisiertheit*. Und ich würde dieses Merkmal auch auf jene Alternativen zum Heim ausdehnen, die sich sozial-, heil- oder sonderpädagogische Grossfamilien nennen, auch wenn sie vielleicht den geringsten Grad an Organisation aufweisen. Sie sind «nicht durch die Natur», sondern dank der «Kunst» ihrer Zusammenstellung da. Ja selbst das «Privathaus», um nochmals einen Ausdruck Pestalozzis aufzunehmen, ist in mehr oder weniger grossem Umfang zu intentionalen Massnahmen gezwungen, und alle organisatorischen Vorkehren sind intentional, wenn es ein *Pflegekind* oder allenfalls, ich erlaube mir hier diesen eher utopischen Neologismus, einen *Pflegesenioren* aufnimmt. Das Heim als «Kunst», das heisst als Organisation, ist immer dann die Alternative schlechthin, wenn es *Personen aufzunehmen hat, die aus einem «unkünstlich» entstandenen Sozialverband herauskommen*. Die Auseinandersetzung mit und die Eingewöhnung an dieses «Kunst»-Milieu des Heimes ist unausweichlich.

Nun erhebt Pestalozzi allerdings einen hohen Anspruch, indem er postuliert, die «Kunst» müsse ersetzen, was die «Natur» dem Heim als künstliche Zusammenstellung versage. *Wenn man etwas in und durch Natur entstandenes künstlich ersetzt oder herstellt, dann spricht man von einer Synthese*. Dabei meine ich das chemische Syntheseverständnis und nicht das philosophische. Dieses wird ja verstanden als die Aufhebung einer These und einer Antithese in der höheren Einheit der Synthese, jenes als künstliche Herstellung von organischen oder anorganischen Verbindungen. Nun besteht allerdings ein fundamentaler Unterschied, ob ich organische oder anorganische Materie chemisch synthetisiere oder ob ich zum Beispiel «das Heim» als *synthetisches Äquivalent zu einem privaten, individuellen Heim- oder Heimerleben postuliere*. Hier versagt die strenge Analogie zum naturwissenschaftlichen Syntheseverständnis vollkommen. Das Wesen der chemischen Synthese besteht darin, dass mir die inneren Gesetzmässigkeiten des zu synthetisierenden Stoffes bekannt sind und ich daher auch weiss, dass sie bei genau gleichem Verfahren auch immer genau gleich reagieren. Just diese Präzision trifft dann nicht zu, wenn wir es mit menschlichen Wesen zu tun haben. Vielmehr ist es oft genug gerade umgekehrt: bei genau gleichem Verfahren, gar gerne als Ausdruck formaler Gerechtigkeit und demokratischer Gleichbehandlung deklariert, ist das darauf antwortende Verhalten einer breiten Streuung unterworfen. Zwar gibt es durch sozialwissenschaftliche Forschung erarbeitete sowie durch Erfahrung intuitiv erworbene Kenntnisse,

von denen aus Erfolgs- oder Misserfolgsschätzungen gemacht werden können. Dennoch gilt, *dass das Heim als «Kunst» oder Organisation es in jedem Falle mit Leuten zu tun hat, die je einmalige Ausgaben der Spezies Mensch sind*, zwischen denen vielleicht manche Ähnlichkeiten feststellbar sind, die jedoch kaum je identisch sind, wenn ich einmal vom Sonderfall eineiiger Zwillinge absehe, die in vollkommen unterschiedlichen Sozialumgebungen durch viele gleiche Verhaltensmerkmale an ihre genetische Identität erinnern. Weil Menschen nicht wie organische und anorganische Stoffe auf Formeln zu bringen sind, ist Pestalozzis Anspruch, durch Kunst sei zu ersetzen, was Natur versage, problematisch, ja gefährlich. Er ist gefährlich, weil er falsche Erwartungen zu nähren vermag, denen auch die beste Kunst höchstens in Einzelfällen zu entsprechen vermag, aber nicht grundsätzlich und generell. Und ob dies eintritt, weiss man kaum zum Voraus, sondern immer erst im nachhinein, dann nämlich, wenn der Eintritt in ein Heim sich zur Entlastung aller Beteiligten als ein Versuch *ohne* Irrtum oder zum Leidwesen aller als ein Versuch *mit* Irrtum erweist.

Gefährlich ist Pestalozzis Anspruch aber auch sowohl für die im Heim tätigen Personen als auch für die Gesellschaft.

Für die im Heim wirkenden Personen entsteht ein hoher Erwartungsdruck. Dieser kommt zunächst aus der Innenwelt dieser Personen selbst. Ich gehe nämlich davon aus, dass die überwiegende Mehrzahl der in Heimen Tätigen von beeindruckender, ja gelegentlich fast allzu intensiver sozialer Motivation getragen ist. Das fördert überspannte Erwartungen an die eigenen Möglichkeiten, und wo diese wirksam werden, stellt sich ein beunruhigtes Gewissen über die eigene Unzulänglichkeit sehr rasch einmal ein.

Dieser von innen kommende Erwartungsdruck an sich selbst wird nun von aussen noch verstärkt. Dass gerade die Gesellschaft ein wahrscheinlich beinahe konstitutiv ambivalentes Verhältnis zum Heim hat, kann ja mit der Tatsache illustriert werden, dass diese Ambivalenz auch durch den Übergang von der Bezeichnung «Anstalt» zur alternativen und ein anderes emotionales Klima verheissenden Bezeichnung «Heim» letztlich nicht aufgehoben worden ist. Vielmehr meine ich, dass die Bezeichnung «Heim» emotionale Erwartungen nährt, die das Heim als «Werk der Kunst» allenfalls zufällig, aber nicht mit aller Garantie zu erfüllen vermag. Ich meine auch, dass die kritische Schwelle für das Manifest-Werden dieser Spannung im Zeitalter der weit ausgreifenden Individualisierung der Lebensgestaltungen, das Programmwort von der Selbstverwirklichung ist dafür symptomatisch, heute bedeutend rascher erreicht wird als ehemals. Ich führe dies unter anderem auf die paradoxe Tatsache zurück, dass zunehmende Individualisierung auch organisatorische Differenzierung bedingt. Mehr organisatorische Differenzierung bedingt mehr Koordinationsleistungen, also eine Art Organisation zweiten Grades, die dafür zu sorgen hat, dass die Grundorganisation noch funktioniert. Indem das aber geschieht, wächst die Gefahr, dass man sich dem einzelnen Individuum in der Einrichtung immer mehr entfremdet. Dabei darf nicht unterschlagen werden, dass *Individualisierung ja nicht nur mit pädagogischer oder andragogischer Argumentation zugunsten der Klientel von Heimen gilt, sondern auch für den ganzen Mitarbeiterstab, dessen Individualisierungs- und Selbstverwirklichungsanspruch sich im Wunsch nach anspruchsgerechter Arbeitsplatzgestaltung und zeitgemässer Arbeitszeitorganisation niederschlägt*. Ich denke, wir haben es hier ebenfalls mit einer Quadratur des Kreises zu tun, die unter anderem nicht unbedingt dazu motiviert, sich um Heimleitungsfunktionen zu reissen.

Ich hoffe, es sei mir gelungen, zu verdeutlichen, warum ich mit der Bezeichnung «Heim» nicht restlos glücklich bin. Der emotionale Anspruch, der durch diese Bezeichnung angesprochen und

geweckt wird, kann durch den Kunstcharakter des Heimes nur bedingt eingelöst werden. Ihn unter allen Umständen einlösen zu wollen, ist in der Absicht imponierend, könnte aber in seiner Wirkung unheimlich werden. Wenn ich an die beinahe unzähligen andern Berufungen auf Pestalozzi in den Verhandlungsberichten des ehemaligen Armen Erziehervereins und des heutigen VSA zurückdenke, so bin ich ausgesprochen froh, dass er in dieser Sache auch mich nicht im Stiche gelassen hat!

III.

In einem abschliessenden dritten Gedankengang möchte ich skizzieren, warum meines Erachtens *stationäre Einrichtungen für Kinder, Jugendliche und alte Menschen auch in Zukunft noch benötigt werden*. Dabei erlaube ich mir auch, im Augenblick vollkommen utopisch erscheinende Möglichkeiten ins Auge zu fassen.

Ich werfe den Blick zunächst auf die Kinder- und Jugendheime. Ich habe bereits angetönt, dass ich mit einigem Interesse verfolge, ob sich die Pioniergeneration jener Alternativen zum überkommenen Heim, und ich meine damit alle Formen der «Berufspflegefamilien», spontan in eine zweite Generation hinein zu erneuern vermögen. Manche dieser ersten Berufspflegeeltern haben schon oder werden in den kommenden Jahren eine erste Kindergeneration erlebt haben, und sie werden sich vor die Frage gestellt sehen, inwiefern sie noch die Kraft aufbringen, eine zweite durchzutragen und dabei von formeller Pflegeelternschaft allmählich zu de facto Pflegegrosselternschaft hinüberwechseln. Ich wage hier nicht zu spekulieren, aber wenn diese Erneuerung nicht stattfindet, bleibt das Heim ohne Alternative.

Ich bin gelegentlich auch versucht, vorhandene und mit statistischen Zahlen belegte Entwicklungen zu extrapolieren und mich dann zu fragen, was dies für die ausserfamiliäre Erziehung im allgemeinen und die Heimerziehung im besondern bedeuten könnte. So frage ich mich in letzter Zeit, in welcher Weise sich die *zunehmende Instabilität von Ehe und Familie langfristig auf die Formen der ausserfamiliären Erziehung auswirken wird*. Im Jahre 1985 wurden rund 11 000 Kinder von einer Ehescheidung betroffen. Rechnet man die Zahl der in den 1980er Jahren pro Jahr von Scheidung betroffenen Kinder auf die Gesamtzahl aller Kinder um, dann ergibt sich als grobe Schätzung, dass gegenwärtig etwa 15 Prozent aller Kinder bis zur Volljährigkeit eine gerichtliche Auflösung ihrer Familie erleben. Weil dem so ist, ist auch die Zahl sogenannt *alleinerziehender Eltern* oder der *Einelternfamilien* angestiegen. Neuere Berechnungen ergeben, dass etwa 9 bis 10 Prozent aller Kinder und Jugendlichen unter 18 Jahren nur mit einem Elternteil zusammenleben. In *mehr als vier Fünfteln dieser unvollständigen Familien handelt es sich um Mutterfamilien*. Ebenfalls als Folge grösserer Scheidungshäufigkeit ist eine *Zunahme von Zweit- und Dritteten* zu konstatieren, und man spricht in der *Familiensoziologie* bereits von Sukzessivehen bzw. Fortsetzungsfamilien (Sommer/Höpflinger 1989: 17–37). Gemeint ist damit das Faktum, dass eine geschiedene Frau mit Kindern sich mit einem geschiedenen Mann erneut verheiratet, so dass alle Kinder dieser Fortsetzungsfamilie neben leiblichen Eltern auch noch über Stiefeltern verfügen. Daneben scheint sich die *Ehe ohne Tauschein* oder die Konsensualehe einer zunehmenden Verbreitung zu erfreuen, sei es als Form der Probeehe, die in vielen Fällen kurz vor oder nach der Geburt eines Kindes legalisiert wird, sei es auch als Verbindung Geschiedener mit und ohne Kinder, wobei hier neben dem Motiv alternativer Lebensgestaltung zu zweit auf gesellschaftlich vertraglicher Basis sehr oft auch im Hinblick auf Alimente und Steuerfragen solche Lösungen getroffen werden. Schliesslich wird nicht nur im Zuge der Konkretisierung der in Artikel 4, Absatz 2, der Bundesverfassung festgeschriebenen *Gleichberechtigung der Frau*, sondern auch im

Hinblick auf die *Arbeitsmarktlage der 90er Jahre* ein Hinaustreten der Frau ins weite gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben zur Selbstverständlichkeit werden. Wie sich das auf die Lebenslaufstrukturen von Mann und Frau und auf den Ehe- und Familienzyklus gesamthaft auswirken wird, kann vermutlich erst um das Jahr 2000 deutlicher erkannt werden. *Wir haben aber damit zu rechnen, dass sich die Sozialisation und Erziehung von Heranwachsenden über die noch verbleibende Familie hinaus noch stärker als jetzt schon auf verschiedenste öffentliche und informelle Bereiche verteilen wird.*

In der benachbarten BRD sind die angetönten Entwicklungen offenbar viel deutlicher ausgeprägt als zurzeit noch bei uns, und ich schaue den Resultaten der in diesem Jahr bei uns durchzuführenden Volkszählung 1990 gerade in dieser Hinsicht mit grossem Interesse entgegen. Die Verhältnisse in der BRD haben meinen Göttinger Kollegen Hermann Giesecke jedoch zu einer Prospektive ermuntert, die mir keineswegs unrealistisch erscheint. Giesecke hat an einer Tagung der Internationalen Gesellschaft für Heimerziehung, der BRD-Sektion der FICE, folgendes ausgeführt:

«Ich plädiere generell für das Heim als alternative Lebensform, und zwar auch für ganz normale Kinder und Jugendliche. Ich denke dabei unter anderem an solche, die deshalb dissozial zu werden drohen, weil sie sich in ihrer Familie zerrieben fühlen. Da täte in vielen Fällen eine zeitlich begrenzte Distanz zu allen Beteiligten gut, ohne dass dies gleich mit juristischen Konsequenzen verbunden sein müsste ...

Der Vorteil des Heimes im Vergleich zur heutigen Familie liegt ja in der hier möglichen emotionalen Distanz. Sie kann frei machen für neue soziale und emotionale Perspektiven und Erfahrungen, die im Rahmen mancher Familien gar nicht mehr möglich sind.»

(Giesecke 1990: 7)

Was Giesecke anvisiert, ist nichts weniger als die *Entlassung der Heimerziehung aus dem Odium, eine pädagogisch-therapeutisch mehr oder weniger hochspezialisierte Einrichtung sein zu müssen zugunsten der Idee, eine Heimerziehungsphase könnte angesichts veränderter Gesamtlage der Familie zu einer weitgehend normalen Etappe künftigen Aufwachsens werden*, wobei auch die Schwierigen weitgehend auf die so normalisierten Einrichtungen verteilt werden könnten. Dies käme einer *Trendwende*, das heisst also einer strukturell einschneidenden Alternative gleich und würde vermutlich aussergewöhnliche Investitionen für Personalbereitstellung und Infrastrukturen erheischen, hätte aber den Vorteil, dass sowohl Sozial- als auch Bildungspolitiker wohl eher bereit wären, sich dafür politisch stark zu machen, weil es sich um einen *gesellschaftlich als notwendig anerkannten Normalfall* handeln würde. Inwiefern eine solche Entwicklung sich auch auf den Jugendmassnahmen- und Strafvollzug auswirken könnte, möchte ich noch nicht abschätzen, weil ein neues Jugendstrafrecht gegenwärtig in Vorbereitung ist.

Ich blicke auf das *Lebensende*, und hier scheinen die *Alternativen Aufwind* zu geniessen. Wenn sie eine Verhärtung bei den überlieferten Einrichtungen der Altershilfe bewirken sollten, dann wäre das zu bedauern. Auch in der Heimerziehung waren zunächst die Fronten festgefahren: hier die Vertreter der kritisierten traditionellen Heime in reiner Defensivhaltung, dort die in gleichem Masse polemisch auftretenden Alternativen. Die Entspannung wurde über den Gedanken der Verbundsysteme eingeleitet. Ähnliches wäre wohl auch in der Alterspolitik zu wünschen.

Dabei möchte ich vor allem auf eines hinweisen. Alle Alternativen, die mit dem Anspruch auftreten, in dem jeweiligen Zielbereich ihrer Aktivität einen Modellfall im kleinen für eine künftige alternative Gesellschaft im grossen zu schaffen, gehen wohl mit einer solchen Annahme fehl. *Schullexperimente grossen Stils mit*

gesellschaftsreformerischem Anspruch sind letztlich wegen einer überrissenen Zielbestimmung festgefahren. Gleiches gilt von jenen Alternativen zum Heim, welche in einer deprimierten und frustrierten Jugend die Manövriermasse für den noch zu schaffenden neuen Menschen erblickten. Sollen von Dänemark oder von woher auch immer inspirierte Entwicklungen der Arbeit mit Betagten sich in einer helvetischen Variante tauglich erweisen, dann ist das solange gut, als immer auch Heime für jene alten Leute zum Angebot stehen, die diesen Rahmen brauchen, um sich sicher und wohl zu fühlen. Nicht zu vergessen ist ferner, dass es eines gewaltigen Umorientierungsprozesses in unserer gesamten Sozialisation von Kindsbeinen an bedürfte, um ein Alter so lange wie irgend möglich ohne Heim im Sinne des früher zitierten Magazinberichtes zu ermöglichen.

Eine andere und vor allem im Generationenzusammenhang wieder solidarischere Gesellschaft, das wäre dann die Alternative.

Ob das, was früher die wirtschaftlichen Notwendigkeiten, die totale Absenz eines ausgebauten Sozialstaates und eine im Prinzip kaum mobile vorindustrielle Gesellschaft durch ihre Struktur funktional erbrachte oder sogar in der Not sogar erzwang, inskünftig rational, das heisst sozialpädagogisch drapiert und in voller Berücksichtigung einer durch einen vollentfalteten Sozialstaat indirekt geförderten Individualisierung sozusagen auf höherem materiellem und seelischem Komfortniveau wiederhergestellt werden kann, diese Alternative ist, so attraktiv sie für Sozialpädagogen sein mag, doch wohl durch Pädagogik allein nicht zu erreichen. Dazu bräuchte es ganz andere historische Pressionen, die uns vielleicht dann erwachsen, wenn die sich anbahnende europäische Gemeinschaft einmal in eine echte Überlebenskrise globalen Ausmasses gerät.

Sie haben es vielleicht nach und nach gespürt, dass ich versuchte, das Thema Alternative in Varianten zu umspielen. Es gibt für Sie zum Schluss noch eine echte Alternative, und das ist das bevorstehende Mittagessen, vermutlich ohne alternative Menuegestaltung, zu dem ich Ihnen einen guten Appetit wünsche.

Literatur

Baumgarten, H.H. (1978): Ambulante und stationäre Interventions- und Sozialisationshilfen nach schweizerischem Jugendstrafrecht unter besonderer Berücksichtigung der stationären Erziehung männlicher Jugendlicher. Formen und Führen, Schriften zur Psychologie, Pädagogik und Heilpädagogik, Bd. 30. Luzern: Verlag Institut für Heilpädagogik.

Gerber, U. (Hrsg.) (1974): Holt die Kinder aus den Heimen. Alternativen zur Heimunterbringung. Berlin-Charlottenburg.

Giesecke, H. (1990): Neue Sozialisationswege als Reaktion von Jugendlichen auf ihre Lebensbedingungen – Anforderungen an die Heimerziehung. In: IGFH Internationale Gesellschaft für Heimerziehung (Hrsg.): Materialien zur Heimerziehung, Nr. 1, März 1990, 5–8.

Imhof, A. E. (1988): Von der unsichern zur sichern Lebenszeit. Fünf historisch-demographische Studien. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Kuhn-Kelly, J. (1898): Die Versorgung von Kindern in Pflegefamilien und Anstalten. Eine Parallele mit Nutzenanwendungen. St. Gallen: Zollikofer'sche Buchdruckerei.

Pestalozzi, H. (um Mitte 1807): Mémoire über Armenversorgung mit spezieller Rücksicht auf Neuenburg (Armenerziehungs-Anstalten). In: Sämtliche Werke, Bd. 20: Schriften von Ende 1806 bis Anfang 1808, bearb. von Emanuel Dejung. Zürich: Orell Füssli Verlag 1963, 75–192.

Sommer, J.H./Höpflinger, F. (1989): Wandel der Lebensformen und soziale Sicherheit in der Schweiz. Forschungsstand und Wissenslücken. Grösch: Verlag Rüeegg.

TVplus Nr. 17 vom 25. April 1990: Fernseh- und Radioprogramme vom 28. April bis 4. Mai 1990. Gemeinschaftsausgabe der Verlage Tages-Anzeiger, Schweizer Familie und Berner Zeitung, Zürich.

Wehrli, W. (1914): Geschichte des Schweizerischen Armenerziehungsvereins. Ein Beitrag zur Geschichte des Schweizerischen Armenwesens. Zürich: Buchdruckerei Gebr. Leemann & Co.

Heim und Öffentlichkeit

Das kleine Buch «Heim, Öffentlichkeit und öffentliche Meinung» von Dr. iur. Heinrich Sattler, das 1986 erschienen ist, hat sich innert weniger Monate zu einem Bestseller des VSA-Verlages entwickelt. Ueli Merz, ehemaliger Leiter der Arbeitserziehungsanstalt Uitikon, äussert sich über die neue Schrift wie folgt: «Nun ist» also diese Broschüre im VSA-Verlag erschienen, in welcher der Verfasser «der Frage nach unserem Verhältnis zur Öffentlichkeit und der öffentlichen Meinung in seiner ihm eigenen, sprachlich süffigen Art nachgeht. Ich meine, Sattlers 19fränkige Broschüre gehöre zur Pflichtlektüre für Heimleiter und nicht nur für sie ...»

Zum Inhalt des Buches von Dr. H. Sattler stellt U. Merz weiter fest:

- Er geht der öffentlichen Meinung und ihren Repräsentanten nach.
- Er untersucht den Begriff Öffentlichkeit in einem viel weiter und differenzierter gefassten Mass, als wir dies gemeinhin tun.
- Er untersucht Meinungen und Meinungsbildungsprozesse dieser Öffentlichkeiten über uns und deutet unsere Reaktionen.
- Und er macht «behutsame Vorschläge für den Umgang mit dem gegenseitigen Ärgernis» und fängt dort eben nicht beim Umgang mit Radio DRS und dem Fernsehen an, sondern bei den kleinen alltäglichen Dingen, die zur Imagebildung jeder Institution viel mehr und viel Nachhaltigeres beitragen, als ein schöner Artikel in einer Wochenzeitung.

Im Verlag VSA sind aus der «Werkstatt» von Dr. H. Sattler ferner erhältlich: «Administrative Arbeitshilfen für Altersheime» (Musterformulare mit Erläuterungen) und «Versicherungen im Heim».

Bestellschein

Wir bestellen hiermit

.....Exemplar(e) «Heim, Öffentlichkeit und öffentliche Meinung» zu Fr. 19.–

.....«Administrative Arbeitshilfen für Altersheime» zu Fr. 13.–

.....«Versicherungen im Heim» zu Fr. 15.– (alle drei Broschüren exkl. Versandkosten)

Name, Vorname _____

Adresse _____

PLZ/Ort _____

Unterschrift, Datum _____

Bitte senden an Sekretariat VSA, Verlagsabteilung, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich.